



VON ISABELLE BUCKOW

Der Vater steht in dem kleinen, dunklen Haus aus Stein und bereitet seinen Sohn für den Abschied vor. Jean sei eine Gefahr für die Menschen im Dorf, hatte der Arzt gesagt, man dürfe kein Risiko eingehen. Ein letztes Mal schaut Philibert Ramarason, 41, seinem Sohn ins Gesicht. Wie er so vor ihm liegt, auf dem steinernen Tisch. Er sieht aus, als schliefe er. Ramarason holt tief Luft, umfasst die grüne Plastikfolie, in der Jean liegt, und deckt das Gesicht damit zu. Ein Onkel tritt von der Seite heran. Schweigend reicht er ein weißes Leinentuch. Gemeinsam wickeln sie Jean darin ein. Einmal, zweimal, dreimal. Die Enden bindet Ramarason mit einer Kordel zusammen. Wie soll er das Gefühl beschreiben, fragt Ramarason. Dieses Gefühl, den eigenen Sohn für die Beerdigung vorzubereiten? Noch vor zwei Tagen trieb Jean mit seinen Brüdern die Kinder über's Feld. Jetzt liegt er hier, im Leichenhaus von Tsironomandy, einer Kleinstadt in den Highlands von Madagaskar, gestorben an einer Krankheit, die sein Vater nicht begreifen kann: an der Pest.

Die Mutter vergrub ihr Gesicht in den Händen. Sie wollte zu ihrem Sohn. Aber es war zu gefährlich

Den meisten Menschen auf der Welt gilt die Pest als ein Relikt der Vergangenheit: eine Seuche, die im Mittelalter als „Schwarzer Tod“ bekannt wurde – und mehr als ein Drittel der europäischen Bevölkerung dahinnahm. Doch für fast 23 Millionen Menschen auf Madagaskar ist die Pest bittere Realität. Jedes Jahr bricht eine neue Epidemie in dem armen Inselstaat aus. 2012 infizierten sich nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO 256 Menschen, 60 starben – mehr als bei jedem Ausbruch des 20. Jahrhunderts. Im vergangenen Jahr zählte das Institut Pasteur auf Madagaskar 197 Infizierte, 45 Menschen starben. In fünf von 119 Bezirken grassiert die Epidemie bis heute. Einer davon ist Tsironomandy.

Es war der Abend des 11. Januar, als Dr. Solofo Charles Alain Andrianiana die höchste Sicherheitsstufe im zentralen Krankenhaus ausrief. Zwei Männer in Schutzanzügen eilten über den Flur. Vor einer blauen Flügeltür blieben sie stehen. „Bloc Operatoire Reanimation“ stand auf einem Schild geschrieben, Reanimationsbereich. Und darunter, in der Landessprache Malagasy: „Tsy azo vangina“. Darf keinen Besuch empfangen. „Ich gehe rein“, sagte einer der Männer. Draußen, vor dem Krankenhaus, stand Andrianiana, den alle nur Dr. Alain nennen. Er versuchte zu verhindern, dass die Angehörigen die Intensivstation betreten. Der Vater redete auf ihn ein, die Mutter vergrub das Gesicht in den Händen, sie weinte. Sie wollte hinein, sie wollte zu ihrem Sohn. Doch sie durfte nicht. Es war zu riskant. Vier Patienten, sagt Dr. Alain später, haben sich im Bezirk Tsironomandy bereits mit der Pest infiziert, in den ersten zwei Wochen des Jahres. Drei von ihnen Beulenpest, sie kamen ins Krankenhaus, nahmen Antibiotika. Nach fünf Tagen konnten sie wieder nach Hause, zurück zu ihren Familien. Ein Patient aber hatte die Lungenpest. Dieser Patient war Jean.

Er liegt nun in einem weiß gekachelten Raum. Seine Augen sind geschlossen, weißer Schaum klebt an seinem Mund. Es riecht nach Desinfektionsmittel und Tod. Der Mann im Schutzanzug tritt aus Bett. Er trägt einen Eimer mit einer Mischung aus Chlorkalk und Wasser. Langsam gießt er sie über Jeans Körper, vom Gesicht über die Brust, bis zu den Füßen. Dann schneit er sich einen Behälter auf den Rücken und beginnt, den Boden einzusprühen. Immer wenn der Regen kommt, zwischen Oktober und April, wird es gefährlich für die Menschen auf Madagaskar. Dann treten die Flüsse über die Ufer und die Ratten flüchten in die Dörfer und Städte, wo sie sich über die Reisvorräte hermachen. Mit den Ratten kommen die Flöhe. Ihr Biss kann den Pesterreger Yersinia pestis übertragen. Die Krankheit lässt sich mit Antibiotika normalerweise gut behandeln. Wenn sie rechtzeitig erkannt wird. Ohne Medikamente aber breitet sich der Erreger rasch im Körper aus. Gelangt er in die Lunge, wandelt sich die Beulenpest in die gefährlichste Variante, die Lungenpest. Sie kann dann auch von Mensch zu Mensch weitergegeben werden wie eine Grippe, durch Tröpfcheninfektion. Und die Lungenpest tötet schnell, manchmal innerhalb von 24 Stunden.

Ramarason blieb keine Zeit, letzte Worte mit seinem Sohn zu sprechen. Wie jeden Morgen war Jean, 16 Jahre alt, mit seinen Brüdern hinaus aufs Feld gegangen. Sie trieben die Rinder auf die Wiesen. Als sie einen Bach überquerten, brach Jean plötzlich zusammen. Er konnte nicht mehr auf-

stehen, nicht mehr laufen, klagte über Rückenschmerzen und einen stechenden Schmerz unter der rechten Achselhöhle. Jean glaubte, eine giftige Spinne habe ihn gebissen. So erzählt es später einer der Brüder. Vielleicht, sagt der Bruder, könnte Jean noch leben. Vielleicht haben sie zu lange gewartet. Zwei Tage später tragen sie Jeans Körper zu viert aus dem Leichenhaus. Draußen, im Schatten eines Tamarindenbaumes, steht eine Bretterkiste aus Eukalyptusholz. Der Boden ist übersät mit Spritzen, Plastiktüten, Papiertüchern. Und mit Kot, auf dem sich Fliegen tummeln. Behutsam legt Ramarason seinen Sohn in den Sarg. Barfuß, mit bloßen Händen und ohne einen Mundschutz zu tragen. Ein Pfleger kommt, er hat Schutzmasken in der Hand. Er bittet die Familie, die Masken zu benutzen. Jean sei hochinfektiös, erklärt er. Doch Ramarason winkt ab. Er will das alles nicht. Das Desinfektionsmittel, die Plastikfolie, der Mundschutz, all das kommt ihm vor wie eine Bestrafung. Gestern Abend hatte der Arzt ihm und den anderen aus der Familie Antibiotika gegeben. Zur Prävention. Das, glaubt der Vater, müsse reichen. Er greift ein Paar Flip-Flops aus Gummi, legt sie in die Kiste, auf das Leinentuch. Dann schiebt er den Deckel auf den Sarg, nimmt einen kleinen Hammer und fängt an, die Nägel ins Holz zu schlagen.

Die Pest war nicht immer hier, auf Madagaskar. Sie kam 1898 aus Indien herüber, auf Schiffen, die Säcke mit Reis an Bord hatten – und die Ratten mit ihren Flöhen. Erst wurden die Menschen in den Küstenregionen krank, später gelangte die Seuche ins zentrale Hochland der Insel. Hier, in den abgelegenen Dörfern, bricht sie seit 1921 immer wieder aus. Atsimomparihy ist so ein Dorf. Hier lebt Jeans Familie, in einer Lehmhütte mit einem Strohdach und zwei Räumen, einer zum Kochen, einer zum Schlafen. Jeans Vater baut Reis, Mais und Maniok an. Sie besitzen ein Schwein und zehn Rinder. Krankenhäuser gibt es in kleinen Orten wie Atsimomparihy nicht. Wer sich krank fühlt, geht zum traditionellen Heiler des Dorfs.

Narcisse Rasatarisoa, 70 Jahre alt, freundliche braune Augen, schmaler Körper, ist ein solcher Heiler. Ein Mann, der glaubt, dass er alles kurieren kann. Bauchweh, Halsschmerzen, Migräne, Grippe, Schwangerschaftsbeschwerden, Syphilis. Auch die Pest. Er sagt: „Ich heile Menschen seit 40 Jahren, noch nie ist einer meiner Patienten gestorben.“ Rasatarisoa hockt auf einem Sitzkissen aus buntem Strohgeflecht, im schummrigen Licht einer Kerze. In der Hand hält er einen 20-Zentimeter langen Holzstab. Mit einem Messer schabt er ein paar Späne in eine Schüssel, gibt eine Prise Zucker dazu, ein bisschen Asche. Dann schüttet er das Gemisch auf ein Blatt Papier, knickt es in der Mitte, wie einen Trichter. „Das ist unser traditionelles Medikament gegen die Pest“, sagt er. „Du musst das kräftig kauen, wie Kautabak.“ Fünf Pestkranke will er damit schon geheilt haben. Er sagt: „Wenn jemand zu mir kommt, erkenne ich sofort, was ihm fehlt. Ich habe das Wissen der Ahnen in mir.“

Der Speichel des Heilers, er half nicht. Jean wurde schwächer. In der Nacht spuckte er Blut

Der andere Heiler, der Jean untersuchte, erkannte nicht, dass der Junge die Pest hatte. Er dachte, die Spinne sei schuld, erzählt Jeans Bruder, die giftige Spinne mit den roten Beinen. Jean wollte sie selbst auf seiner Hand gesehen haben, als er zusammenbrach, und erzählte dem Mann davon. Der Heiler schaute auf die Hand, drehte sie im Licht hin und her. Dann spuckte er auf den Handrücken des Jungen, vertrieb die Spucke auf der Haut und massierte Jeans Arm. Dann schickte er Jean und seinen Bruder wieder nach Hause. „Das wird ihn heilen“, sagte er. So begann Jeans Leidensweg, der mit seinem Tod enden sollte. „Wir wussten nicht, was mit ihm los ist“, sagt sein Bruder, der im Rückblick nur noch darüber sprechen kann, wie Jean von der Pest langsam aufgegriffen wurde. Denn der Speichel des Heilers, er half nicht. Jean wurde schwächer, er bekam heftigen Husten, konnte kaum noch atmen. In der Nacht spuckte er Blut. Abwechslend saßen sie an seinem Bett, Vater, Mutter, die vier Brüder und zwei Schwestern, und streichelten seine Hand. Am nächsten Morgen, noch bevor der Vater aufstand, wurden sie Jean ins Krankenhaus bringen, nach Tsironomandy. Mit dem Bus.

Bis Tsironomandy waren es nur 27 Kilometer. Doch der Bus kam langsam voran, erzählt Jeans Bruder, die Straßen waren aufgeweicht vom Regen in der Nacht. Zwei Stunden lang kämpfte sich der Busfahrer durch Pfützen und Schlamm. Als Jean im Krankenhaus ankam, war sein Körper aufgedunsen, das Gewebe voller Wasser. Im-



Der Heiler kennt die Pest. Als Gegenmittel mischt er Holzspäne mit Asche und Zucker und wickelt sie in ein Blatt. Zum Kauen. Von jedem dokumentierten Pest-Fall auf Madagaskar gibt es Proben. Sie werden in Glasröhrchen aufbewahrt. Ungeschützt.



GEFÄHRLICHE FRACHT



Eine einfache Kiste aus Holz für die Leiche. Begraben wird sie an einem speziellen Ort. Unter einer dicken Schicht Zement. Die Toten werden mit einer Desinfektionslösung übergossen. Ihre Verwandten bekommen Antibiotika. Zur Prophylaxe.



mer wieder verlor Jean das Bewusstsein. Als sie im Krankenhaus ankamen, maß ein Arzt den Blutdruck des Jungen, schaute in seinen Rachen und in seine Augen, hängte ihn an einen Tropf. Am Nachmittag fiel Jean in ein Koma, aus dem er nicht mehr erwachen sollte. Erst jetzt machte der Arzt den Schnelltest auf die Pest, der eigentlich zur Routine gehört. So erzählt es Dr. Alain später. Das Ergebnis änderte alles. Aus Jean, dem Patienten, wurde Jean, das Risiko. Eine Gefahr für alle. „Wir müssen ihn sofort begraben“, sagt Dr. Alain. „Kommt nicht infrage“, sagt Jeans Vater. Wer zusammen in einem Haus gelebt hat, das ist eine Tradition auf Madagaskar, muss so schnell wie möglich begraben werden. An einem speziellen Ort, zwei Meter tief unter der Erde – und unter einer dicken Schicht Zement. „Damit die Angehörigen die Leiche später nicht wieder ausgraben können“, sagt Dr. Alain. Er steht im Schatten eines Baumes, und schaut aus 100 Metern Entfernung dabei zu, wie Jeans Vater das Grab aushebt – mit einem Spaten, kaum größer als eine Männerhand. Die Schaufel mussten sie von einem Bauern leihen. „Es ist Mittag, Zikaden zirpen, aus einer nahegelegenen Kirche tönt Gesang herüber. Eigentlich, sagt Dr. Alain, muss ein Polizist das Begräbnis bewachen. So sind die Vorschriften. Doch der Polizist kam nicht. Also kontrolliert Dr. Alain selbst, ob die Angehörigen alles richtig machen. Seit 14 Jahren arbeitet er hier, im Krankenhaus. 14 Jahre, und in jedem von ihnen brach die Pest aus. Den ersten Fall von Lungenpest gab es in der vergangenen Saison im September, in Beranimbo, einem weit abgelegenen Dorf im Norden. Vier Wochen später waren fünf Menschen im Dorf tot. Die anderen Bewohner gerieten in Panik, sie verließen ihre Hütten, flüchteten in Nachbardörfer und umliegende Städte. Sie nahmen den Erreger mit bis nach Tsironomandy.

Von hier aus sind es nur vier Stunden Autofahrt nach Antananarivo, der Hauptstadt Madagaskars, 1,8 Millionen Menschen leben hier, in einer der dichtesten Städte der Welt. Bettler kauern in den Straßen, Männer und Frauen wühlen in den Müllbergen am Straßenrand nach etwas zu essen. 92 Prozent der madagassischen Bevölkerung, berichtet die Weltbank, müssen ihr Leben mit weniger als zwei Dollar am Tag bestreiten. Der Putsch von 2009 hat die Situation noch verschärft: Internationale Finanzhilfen wurden gekürzt, Sanktionen verhängt. Investoren verließen das Land. Seither befindet sich Madagaskar in der Krise. Es gibt kaum noch Arbeit, Lebensmittel werden knapp. Korruption ist allgegenwärtig, auf der Straße genauso wie in Bürokratie und Politik. Die Kassen seien leer, verkündeten Regierungsbeamten. Es gebe kein Geld mehr. Für die Müllabfuhr nicht. Und auch nicht für ein funktionierendes Abwassersystem. Tennen von Müll schwimmen im Abwasserkanal der Ghetto vor der Stadt. „La reunion key“ nennen die Madagassen das Elendsviertel, „die kleine Vereinigung“. Hier leben die Armlen der Armen, in Behausungen aus losen Brettern und Plastikplanen, fünf Meter neben dem Kanal, mitten im Müll. Kinder stehen am Ufer, die Haare strubbelig, die Wangen schmutzig. Sie fischen aus dem Wasser, was ihnen brauchbar erscheint: Plastikflaschen, Konservendosen, Kabel, Medikamentenfläschchen. Das Wasser schimmert grünlich, es blubbert, es stinkt.

Im Norden der Stadt suchte Minoarisoa Rajerison, 43 Jahre alt, nach einer Antwort. Warum kommt die Pest wieder, jedes Jahr? Die zierliche Frau steht vor einem Regal mit Plastikwannen, jede so groß wie ein DIN-A4-Blatt. In diesen Käfigen sitzen die Versuchsobjekte: Ratten und Mäuse. Rajerison sagt: „Wir wissen nicht, warum die Pest immer noch existiert.“ Seit 15 Jahren forscht sie hier, in den Laborküchen des Institut Pasteur, an der Pest. Gemeinsam mit dem Gesundheitsministerium und der WHO sucht das Institut nach Wegen, die Krankheit zu bekämpfen. Das Wichtigste, sagt Rajerison, seien die Sensibilisierung der Bevölkerung und die Prävention. Wird ein Pestfall gemeldet, fahren Expertenteams in die betroffene Region. Sie desinfizieren die Häuser, versprühen Insektizide gegen die Flöhe, fangen die Ratten ein. Sie geben den Menschen im Dorf Medikamente, reden mit ihnen, klären sie auf. Sie zeigen ihnen auch, wie sie die Ratten aus den Dörfern fernhalten können: Hecken und Büsche abschneiden, Tiere nicht mit ins Haus nehmen, Reis-

Viele Menschen glauben, hinter den Symptomen der Pest stecke ein böser Zauber

3619 verschiedene Stämme isoliert. Jeder einzelne sei in der Lage, warnen die Forscher, eine neue Pestepidemie auszulösen. Denn die Pest lässt sich zwar mit Antibiotika bekämpfen. Doch auf Madagaskar haben einige Stämme des Bakteriums inzwischen Resistenzen entwickelt, einer gilt inzwischen als resistent gegen alle Antibiotika. Er stammt von einem Patienten, der sich mit der Beulenpest infiziert hatte. Aufbewahrt wird die Pest in einem Raum, eingeschlossen in zwei Schränke aus Holz. In Ländern wie Deutschland oder den USA würde der Raum einem Hochsicherheitstrakt gleichen, hermetisch abgeriegelt, die Türen und Fenster aus Sicherheitsglas, mit einem Abzug unter der Decke, die Erreger eingeschlossen in einem Tresor. Der Raum würde streng bewacht. Doch auf Madagaskar steht man vor einer einfachen Doppelglastür, mit einem orangefarbenen Aufkleber darauf, der vor dem Betreten warnt: „Biohazard“, Biogefahr. Hinter der Tür liegen die Erreger mittlerweile zu Tausenden in den Schubladen, Proben aller Beulen- und Lungenpestfälle, die seit 1926 auf Madagaskar dokumentiert wurden. Jede Pest-Probe wird in einem kleinen Glasröhrchen aufbewahrt, die Röhrchen sind mit bunten Gummibändern zu Bündeln geschnürt. Auch der multiresistente Stamm aus dem Jahr 1995 ist dabei.

Die Pest, schätzen Experten, ist einer der gefährlichsten biologischen Erreger auf der Welt – und nicht zuletzt gilt sie immer noch als eine potenzielle Biowaffe für terroristische Anschläge. Das Pestbakterium lässt sich leicht und in großen Mengen kultivieren und als Spray über die Luft verbreiten. „Die Verwendung einer aerosolisierten Form dieses Erregers könnte einen explosionsartigen Ausbruch primärer Lungenpest verursachen“, warnte ein Expertengremium der Europäischen Kommission bereits vor zehn Jahren. „Vielleicht könnte es diese Gefahr eines Anschlags sein, die der Forschung die nötigen Impulse geben kann. Denn die Krankheit selbst ist jenseits von Afrika in Vergessenheit geraten. Wie Ebola fast vergessen schien, bevor es sich in Westafrika ausbreitete. Und die Pest bleibt, was sie ist: eine tödliche Bedrohung. Für die Menschen auf Madagaskar. Vielleicht sogar für die ganze Welt.“

»Die Pest« finden Sie ab Montag als große Multimedia-Reportage auf SZ.de im „Seuchen“-Special.

# Die Pest

Vielen gilt Ebola als Sinnbild der Ansteckung. Im Verborgenen lauern aber noch andere gefährliche Krankheiten auf ihre Chance. Eine von ihnen fordert alljährlich schon Dutzende Leben – und wirkt doch wie aus einer anderen Zeit: die Pest. Auf der Insel Madagaskar ist sie bittere Realität

FOTOS: CHRISTIAN WERNER

